

## Nachmittagsschlaf

Eines Tages wachte ich vom Nachmittagsschlaf auf und hing mit dem halben Körper über den Rand der Erdkugel hinaus, die sich in rasendem Tempo drehte. Gleichzeitig zog über mir ein schattenreicher bewölkter Himmel schnell dahin, und es war noch Vormittag.

Meine Mutter holte mich aus dem Bett, und es gab die Jause. Besuch war da. Alle Kinder saßen schon brav hinter dem Tisch und freuten sich, dass ihnen meine Mutter ein Brot nach dem anderen mit Butter und Marmelade bestrich - mit Zwetschkenmarmelade aus unserem Garten in einer rostig rotbraunen Farbe und mit breiiger Konsistenz vom langen Kochen. Ich hasste diese Marmelade. Es reckte mich, wenn sie meinen Gaumen passierte und in die Speiseröhre hinunterglitt. Sie klebte im Übergang von Rachen und Magen fest und machte mir fast übel.

Aber „Zwetschkenmarmelade ist gut“, sagte meine Mutter. „Zwetschkenmarmelade ist gesund“, sagte sie. Und „Was auf den Tisch kommt, wird gegessen.“

Die Cousine, die zu Besuch da war, liebte die Zwetschkenmarmelade. Auch die Cousine zweiten Grades, die auf Besuch war, schien die Zwetschkenmarmelade gerne zu essen. Großmutter aß sie. Vater aß sie ebenfalls, zog sich aber nach einem Brot zurück. Er schob seine Kaffeeschale vom Tischrand weg: „Ich gehe jetzt arbeiten.“ „Immer musst du arbeiten, Rudi“, sagte meine Mutter vorwurfsvoll. „Bleib’ doch noch bei uns“. Rudi sagte: „Ich muss den Vortrag vorbereiten,“ oder: „... den Artikel schreiben.“ Oder er ging einfach ohne Worte, und man hörte bald darauf Gitarrenzupfen oder Geigenstriche aus dem Wohnzimmer.

Das Wohnzimmer bestand eigentlich aus zwei Zimmern, seit Großmutter in die Dachkammer im vierten Stock gezogen

war. Weinend stand sie an die Kommode gelehnt, als ihre Möbel zum Teil weg und zum Teil nach oben transportiert wurden: „Wenn der Opa noch leben täte!“ Wir Kinder übersiedelten ins Zimmer der Großmutter, und zwischen dem Wohnzimmer und dem vormaligen Kinderzimmer wurde ein „Durchbruch“ vollzogen. Die Tür entfernt und eine quadratische Öffnung aus der Mauer ausgehoben und mit einer Marmorplatte belegt. Es sah sehr hübsch aus: Der Blick vom ersten Zimmer durch die beiden Öffnungen der Türe und des Durchbruchs auf das zweite Zimmer. Auf die große Zimmerlinde und den Erker und durch dessen Fenster hinaus auf die ferne Martinswand und die Wolken darüber in einem dämmernden Abendhimmel.

In der ganzen Wohnung war dieser Platz mein Lieblingsplatz. Aber er war nicht mein Platz. Er war Vaters Platz. Hier stand ein Schreibtisch und eine Schreibmaschine darauf. Der Erker. Wenn niemand da war, saß ich dort, träumte mich hinaus über das Sägewerk, das sich zwischen der Straße vor dem Haus und dem Fluss Inn hinzog, bis zu den Villen, von denen eine früheren Freunden meiner Großmutter gehört hatte. Deren Sohn Otto lag als Säufer in der Gosse herum, obgleich er reich gewesen war. Und deren Tochter Grete wankte immer wieder, schwer mit Taschen voll Zeitungspapier bepackt, den Gehsteig entlang. Am Sägewerk vorbei bis zur Villa der Eltern. Und dahinter überspannte die Karwendelbrücke den Inn.

Die Karwendelbrücke bestand aus schwarzem Eisen und hatte Holzbretter, zwischen denen der schnell dahinfließende Inn heraufblitzte. Der Boden lief unter den Füßen davon, wenn man sich mit den Augen auf die Ritzen zwischen den Brettern konzentrierte. Diese Bretter, auf denen meine Füße standen, hingen zwischen Eisenstangen, und darunter riss es den Boden weg. An die Pfeiler der Brücke schäumte hellgrünes Wasser, drehte ein paar Kreise und sauste weiter. Und ich wurde mitgerissen. Obwohl ich auf der Brücke stand, hing ich doch halb in den schäumenden

sprudelnden Innwellen, die für mich nicht vorgesehen waren, es sei denn, um mich zu verschlingen.

Über dem Inn, entlang des anderen Ufers, gab es Spazierwege. Mein Vater kniete am Ufer nieder, wo flachgewaschene Kiesel und Schottersteine angeschwemmt lagen und ließ einige von diesen in zahlreichen Sprüngen über das dahineilende Wasser fegen. Mein Vater hatte ein nervöses Herz und brauchte diese Spaziergänge zu dessen Beruhigung.

Der Erker gehörte ihm. Aber wenn er weg war. Wenn auch meine Mutter weg war. Wenn auch Großmutter weg war. Und wenn womöglich auch meine Schwester weg war. Wenn ich alleine war. Dann saß ich auf dem Schreibtischsessel meines Vaters und schaute durch die weißen Stores gegen die Berge, die im Westen der Stadt durch das Inntal getrennt waren. Die Nordkette fand ihren Abschluss im charakteristisch steilen Profil der Martinswand, und erst nach einer Öffnung, in der nur der Himmelshorizont die Welt abschloss, setzte sich die Bergkette fort, mit dem Ranggerköpfl, mit der Nockspitz und der Serles. Rundherum Bergspitzen, die den Horizont einzwängten mit einer bedrohlichen und beengenden Schönheit. Nur dort gegen Westen, vom Erker aus zu sehen, senkten sich die Grenzen und erlaubten einen Blick ins Freie. Die „Kluse“, die eine Ahnung ließ vom Weltraum draußen, und vom übrigen Europa, dem Ärmelkanal, den weißen Felsen von England, dem atlantischen Ozean, auf dem Eisberge Schiffe wie die Titanic in die Tiefe rissen, Amerika.

Hier schrieb ich die ersten Texte auf der Schreibmaschine. „Stimmungsbild“ hieß die Aufsatzgattung in der Schule. Draußen in der Ferne ging mit all der üblichen Farbenpracht langsam die Sonne unter, und ich hatte noch die Unschuld, diesen rosagoldenen Sonnenuntergang über den Bergketten zu beschreiben, wie er sich mir darbot. Ich hatte nicht nur die Unschuld, sondern den heftigen Wunsch, diesen Sonnenuntergang auf Papier festzuhalten. Diesen Sonnenuntergang,

der so viele Gefühle in mir weckte und so viele Bilder hervorzauberte: gleißend weiße Abbrüche, von der Erde hinunter in ein bodenloses endloses blaues Meer. Ich könnte noch heute daran glauben, dass dort, wo die Martinswand dunkel und massiv die Sonne verabschiedet, das Ende der Welt ist. Und eine Steilküste hinabstürzt in den Weltraum. Dass ich dorthin gelange, plötzlich, ohne zu wissen wie, und mit dem Beinen über diesem Abgrund baumle, die Hände schon blutleer. Bald würden sie sich lösen von dem letzten Festen, von der Erde. Hinunterfallen, ins Nichts. Und was ist dieses „Nichts“?

Der Sonnenuntergang bedeutete auch, dass die Nacht heraufkroch. Während bei der Martinswand der Himmel noch hell leuchtete, schob sich vom Osten her die Nacht über mich, zerrte an meinem Herzen und versetzte mich in einen Zustand von Schmerz und Bedrückung.

Dieser Schreibplatz im Erker. Der geliebte Sonnenuntergang. Die Freude daran. Der Genuss. Und plötzlich aufsteigend aus den eigenen Tiefen die Angst. Aber zugleich auch Befriedigung über das Papier in der Schreibmaschine, bedruckt mit meinen Worten, die aus dieser Stimmung darauf niederströmten. Genugtuung. „Ich habe geschrieben. Houwk.“

Meistens saß Vater in der Dämmerstunde auf diesem Platz und schrieb seine Artikel über fremde Länder, die er besucht hatte, gemeinsam mit Mutter. Auf einem Motorroller durch Indien. Autostop durch Amerika. Oder ganz gewöhnlich mit dem Zug durch den Norden, Westen und Süden Europas.

Mutter erzählte von diesen Reisen: Die Stiere in Irland, die rülpsenden Inder, die ihr den Hof machten. Vater, der ebenfalls rülpste. Mutter, die es grauste und die trotzdem flirtete. In Amritsar kamen zur nächtlichen Stunde gar Sikhs in ihr Zimmer und bedrängten sie. Mutter mit ausgeschnittener Bluse, Dreiviertelhose und Tropenhelm auf dem Kopf in Indien. Auf einem Motorroller sitzend. Im Hintergrund ein riesi-

ger Lastelefant. Ein solches Foto in Schwarzweiß zierte die Wände des Wohnzimmers.

Vater rahmte Dias. Gläser in der Farbe von Wasser, wo es seicht ist. Stöße solcher Glasscheibchen. Das Foto kam dazwischen. Vater fixierte die zwei Glasscheiben mit Klebeband. Die Dias gehörten für Vorträge über seine Reisen. Von Beruf war mein Vater Beamter. In seiner Freizeit aber lebte er in dieser Welt: Sein Schreibtisch. Ferne Länder vor dem inneren Auge. Im Bücherschrank viele gebundene Bücher mit Filmprogrammen, die er sammelte.

Ich saß währenddessen hinter der Eckbank, neben mir meine Schwester, meine Cousinen, mein Cousin. Gegenüber meine Mutter, meine Großmutter. Der Platz des Vaters war leer. Die Küche war ein geschlossener Raum. Das elektrische Licht brannte. Die Mutter war da. Aber niemand merkte, dass ich drohte, in den Weltraum abzustürzen, dass ich, wo die Erde sich doch so schnell drehte, immer mehr in Gefahr lief, abzurutschen, hinauszufliegen oder hinunterzugleiten. Niemand merkte, dass ich mich zwischen den Zeiten nicht mehr auskannte und den Morgen mit dem Abend in mir verschmelzen fühlte zu einem Druck, vor dem ich Angst hatte, er würde mich ersticken.

Wehmut und Angst, die sich verdichteten zur Panik. Panik auch deshalb, weil niemand bemerken durfte, wie ich aus Zeit und Raum zu fallen drohte. Was würden sie denken?

Wovor fürchtete ich mich so, wenn ich mich scheute, meine Ängste bekannt zu machen? Hätte nur jemand erkannt, wie mir zumute war! Aber es erkannte niemand. Ich saß am Jausentisch, verwirrt und entgleist durch den Schlaf mitten am Tage, der ein Muss war, und niemand bemerkte es.

Der Schlaf am Nachmittag war ein Muss. Vater und Mutter legten sich nach dem Essen nieder. Vater stand bald wieder auf und fuhr ins Büro. Mutter blieb liegen. Stunden, in denen

sie Störung mit heftigem Zorn ahndete. Jeden Tag hoffte ich, irgendein Wunder würde ihr Herz erweichen und mir den Nachmittagsschlaf ersparen. Aber dieses Wunder passierte nie.

Oft schlief ich nicht. Der alte Mann auf dem Bild an der Wand, der mahnend den Zeigefinger hochhielt, bannte mich zur Ruhe nieder. Im Sommer hörte ich Bienengesumm oder Fliegengesurr. Wenn ich nicht schlief, blieb ich bei mir. Die Welt blieb ein Zimmer mit vier Mauern, die Mutter blieb eine Frau, die man bei ihrem Mittagsschlaf nicht stören durfte. Der Boden blieb fest. Das Bett weich und warm.

Aber wenn ich schlief, geriet die Zeituhr außer sich. Die Ecken des Weltalls verwirrten sich, die Beziehung zwischen mir und dem Bekannten geriet ins Schleudern. Und es dauerte lange, bis alles wieder langsam in seine Bahnen zurückfand. Bis ich auch innerlich wieder zu dem kleinen Mädchen wurde, das in der Familienrunde saß und Brote mit Zwetschenmarmelade aß, obwohl es Zwetschenmarmelade hasste.

1989

## Biographie

Ruth Linhart wurde 1945 in Innsbruck geboren. Studium der Japanologie und Germanistik an der Universität Wien, an der Universität Hokkaidō in Sapporo und an der Pädagogischen Universität Tokyo. Beruflich tätig als Journalistin und Öffentlichkeitsarbeiterin, Übersetzerin und Autorin. Journalistische und wissenschaftliche Publikationen zu den Themen Japan, Frauen und Zeitgeschichte. Lebt in Wien.

[www.ruthlinhart.com](http://www.ruthlinhart.com)